

Nachrufe

Johannes Stroux

25. 8. 1886–25. 8. 1954

Johannes Stroux ist in Hagenau im Elsaß geboren. Die Eltern stammten aus dem Rheinland. Vom Vater, Gymnasialprofessor für Mathematik, Physik und Biologie, soll er „die unerbittliche Konsequenz des Denkens, von der Mutter die weiche Gemütsart“ gehabt haben. Er studierte zuerst in Straßburg bei B. Keil und R. Reitzenstein klassische Philologie, daneben zunächst Geschichte. Erst allmählich trat die Philologie in den Vordergrund. Bei weiteren Studien in Göttingen brachten J. Wackernagel und F. Leo die Entscheidung für die Lateinische Philologie; mit ihnen zugleich wirkte E. Schwartz durch Weite, Schärfe, Tiefe und methodische Strenge als großes Vorbild ein. Seit 1909 war er Gymnasiallehrer in Elsaß-Lothringen, 1911–1912 durchforschte er Handschriften in Italien, Frankreich und England. Danach wurde er in Straßburg habilitiert, doch schon nach einem Semester Lehrtätigkeit als Privatdozent 1914, achtundzwanzigjährig, Professor in Basel. 1922 ging er nach Kiel und bereits 1923 nach Jena, 1924 nach München. 1935 folgte er einem Ruf nach Berlin. Dort hat er bis zu seinem Tode (25. 8. 1954) gewirkt.

In unserer Akademie ist er seit 1929 ordentliches Mitglied, seit seinem Übergang nach Berlin korrespondierendes Mitglied gewesen. 1937 wurde er ordentliches Mitglied der Berliner Akademie. Nach dem Kriege hat er sich als deren Präsident große Verdienste um ihren Wiederaufbau und Ausbau erworben, zeitweise auch als Rektor der Humboldtuniversität.

In den Münchener Jahren war er Präsident der Herausgeberkommission des Thesaurus linguae Latinae; er blieb es auch in Berlin, bis die Schwierigkeiten der Zeit zu einer anderen Auskunft drängten (1949). Das Corpus Inscriptionum Latinarum hat er ebenso wie andere Berliner Akademie-Unternehmen geleitet, u. a.

das von ihm gegründete Institut für hellenistisch-römische Philologie. Mit Recht konnte er sagen, er sei im ganzen Verlauf seines Gelehrtenlebens mit organisatorischen Aufgaben auf dem Gebiete der Wissenschaft beschäftigt gewesen. Dahin gehört auch die Tätigkeit als Mitherausgeber des „Philologus“ und der „Antike“.

Die Habilitationsschrift „De Theophrasti virtutibus dicendi“ (1912) galt der Geschichte der Redekunst, und zwar des Systems ihrer Lehre. Ein Ergebnis war der Nachweis, daß Cicero in dem Glanzstück seines Dialogs *De oratore*, der Lehre von der Sprachgebung, *elocutio*, nicht zeitgenössischen Lehrern, sondern Theophrast folgt. Dieses Hauptwerk Ciceros ist Gegenstand der Arbeit von Stroux geblieben. Die Kritik des Textes hat er auf neuen, festen Grund gestellt. Die Ausgabe, die er vorbereitete, aber nicht vollendete, wäre sicher ein Meisterstück geworden. Er ist neben W. Kroll bei uns der beste Kenner der antiken Theorie der Redekunst und überhaupt der literarischen Kunstlehren gewesen. Der Vortrag über „die Anschauungen vom Klassischen im Altertum“ (in „Das Problem des Klassischen und die Antike“ [1926]) wäre hier einzuordnen.

Eine bei den Philologen ganz ungewöhnliche Kenntnis der Texte des römischen Rechts hat es Stroux möglich gemacht, ein zweites Gebiet seiner Forschung zu betreten und lange als einziger zu beherrschen: er wies die Wirkung griechischen systematischen Denkens, und vor allem des Systems der Rhetorik, auf die römische *interpretatio iuris* nach. Auf diesem Felde bewegt sich die berühmte, in den Streit der Rechtshistoriker über die Interpolationen in Justinians *Codex iuris* hinüberwirkende, von S. Riccobono leidenschaftlich erhobene Schrift „*Summum ius summa iniuria*“ (zuerst 1926, neugedruckt 1949; italienisch 1929) und der Vortrag „Die griechischen Einflüsse auf die Entwicklung der römischen Rechtswissenschaft“ (1933, gedruckt erst Potsdam 1949 zusammen mit „*Summum ius . . .*“). Mag immerhin der Einfluß des griechischen Systemgedankens auf das wirkliche Denken der römischen Juristen überschätzt sein (vgl. zuletzt W. Kunkel, *Savigny-Zeitschr.* 1955): in jedem Fall ist erkannt, daß im Zeitalter Ciceros auch die Juristen, Männer im Vollbesitz der griechisch-römischen Bildung dieser bewegten

Zeit, vom Geist der griechischen Wissenschaft berührt gewesen sind. Damit ist das Bild des Zeitalters wesentlich ergänzt und vervollständigt.

Auf dem Felde des Rechtswesens sind Stroux noch mehrere Früchte seiner Arbeit zugewachsen. Die zwei wichtigsten sind in den Schriften unserer Akademie erschienen (Abhandlungen 34, 2, 1928, mit L. von Wenger zusammen: Kommentar zur Augustusinschrift vom Marktplatz in Kyrene; S.Ber. 1929, 8: Eine Gerichtsreform des Kaisers Claudius). Philologische Virtuosität verbindet sich in diesen Arbeiten mit ungewöhnlichen Geschichts- und Rechtskenntnissen.

Griechisches wissenschaftliches Denken im Rom der späten Republik: eine andere Seite dieses großen Themas hat Stroux nur andeutungsweise selbst, im übrigen aber mittelbar durch Arbeiten guter Münchener Schüler bedacht: die Philosophie, besonders die der mittleren Stoa, in ihrem Wirken auf die Römer. Daß er in Berlin ein „Institut für hellenistisch-römische Philosophie“ gegründet hat, wird damit zusammenhängen.

Mit alledem sind Maß und Reichweite des Lebenswerkes keineswegs erschöpft. Von 1929 bis 1938 enthält fast jeder Band des „Philologus“ wenigstens einen gewichtigen Beitrag von Stroux. Außer dem Rechtswesen kommen Cicero, Quintilian und Curtius als Gegenstände vor; Textkritik, Datierung und Interpretation wiegen vor. Das Gebiet der römischen Dichtung ist nur aus Anlaß des Horaz-Gedenkheftes betreten. Auch die Münchener Virgil-Rede verdankt dem Virgil-Jahr 1930 ihre Entstehung (erschieden 1932); freilich steht sie in der ersten Linie der damaligen Äußerungen über den Dichter.

Alles, was Johannes Stroux geschrieben hat, trägt das Gepräge der Meisterschaft, ja, glänzender Virtuosität. Wie er ein Problem mit sicherem Blick findet, behutsam und umsichtig zergliedert und schließlich das Ergebnis herausspringen läßt, das gewährt immer wieder den Genuß an technischer Vollkommenheit. Bei fühlbarer Freude am Methodischen kommt dabei niemals der Eindruck des leeren Formalismus auf. War J. Stroux ein hervorragender Logiker, so war seine Logik schmiegsam immer konkreten Gegenständen angepaßt. Er verhörte nicht die Texte nach vorgegebenen Begriffen; er interpretierte.

Freilich, eines wird man zugeben: am Anfang seines Forschens scheint als entscheidendes Erlebnis nicht die Begegnung mit Werken, sondern die Wissenschaft als solche, ihre lichte Ordnung und ihre Verfahrensweise gestanden zu sein. Das persönliche Verhältnis zu den großen Werken hat nicht gefehlt, aber es hat sich, wenn ich nicht irre, erst im Rahmen der Wissenschaft und ihrer Probleme ergeben. Daher mag eine gewisse Kühle kommen, die sich mit der hellen Klarheit seiner Gedankengänge gut zusammenfindet. Auch die Vorliebe für Prosatexte und ferner das systematische Denken bei Griechen und Römern als bevorzugter Gegenstand seiner Forscherarbeit werden wohl damit zusammenhängen. Und hier dürfte sich nun doch wieder eine Einheit von Thematik und Methodik zeigen.

Wie fern ist aber trotz alledem diesem Geist alle Öde und Dürre geblieben! Gedanken und Sprache haben einen ungewöhnlichen Charme, den gleichen, der sich in seiner sehr schönen, zugleich festen und runden Handschrift und im Gespräch kundgab.

Friedrich Klingner